

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 39.

Dienstag, 16. Februar.

1915.

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

(16. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Roman von H. Carlsen.

Sie neigte stumm den Kopf und schritt in ihr Schlafzimmer. Erstaunt blieb sie dort vor dem Spiegel stehen. War sie das wirklich? Gehörte ihr dieses angstentstellte, verzerrte Gesicht?

Jetzt erst kam ihr das Ungeheuerliche seines Verdachtes voll und ganz zum Bewußtsein. Sie, Magda, sollte Hans Maltig' Geliebte sein, sie sollte ein Leben der Doppelzüngigkeit und Falschheit gelebt haben, diese ganze Zeit, und das traute ihr der Mann zu, der selbst der Inbegriff von Ehre war! Wie mußte er sie verachten, um sie einer solchen Handlungsweise für fähig zu halten?!

Und dann kam ihr die Erinnerung an die verhängnisvollen Worte, welche die Männer gewechselt. Sie wußte genau, was das zu bedeuten hatte und schloß schauernd die Augen. In einem der nächsten Tage standen sich zwei irgendwo gegenüber und die Waffen entschieden über ihr Schicksal. Das durfte nicht sein! Stephan mußte ihr ja glauben, wenn sie ihm wiederholte und beteuerte, daß er ihr unrecht getan habe, wenn sie ihm gestand, daß sie seit Monaten keinen anderen Gedanken gefaßt als ihn, keinen Wunsch gehegt, der nicht mit ihm zusammenhing. Maltig! Es war ja lächerlich! Wer konnte ihn auch nur beachten, der das Glück hatte, im Schatten des anderen zu atmen!

Sie löste nur den Hut von den Haaren und setzte sich erwartungsvoll hin, die Augen in atemloser Spannung auf die Tür geheftet, durch die er eintreten mußte. Schon einmal hatte sie so auf ihn gewartet, und doch, wie anders war es damals gewesen . . .

Und er kam. Er schloß die Tür und blieb stehen.

Und vor dem Ausdrud in seinem Gesicht erstarb ihr das Wort auf der Lippe. Erbarmungslos und eifern sah er aus, und jenseits aller objektiven Überlegung, verbissen in seine Anschauung.

„Was ich dir zu sagen habe, ist in wenigen Minuten gesagt. Ich habe gleich am Anfange unserer Ehe eingesehen, daß ich einen Fehler beging, indem ich mich zwischen dich und deinen Verlobten stellte. Meine einzige Entschuldigung war, daß ich dich liebte. Du hast mir keinen Augenblick des Glückes gegeben, seit ich dich kenne, aber ich habe dir vertraut, ich hätte es nie für möglich gehalten, daß du mich auf so niedrige Weise betrügen würdest, um so mehr, als wir uns vor wenigen Tagen darüber geeinigt haben, daß sich der Bruch leise und schonend vollziehen soll, damit nicht andere zu schmerzlich darunter leiden. Aber du hast nicht warten können, du gingst zu jenem Elenden, und, jeder Frauenehre bar, tratest du meinen Namen in den Schmutz.“

Bewegungslos hatte Magda zugehört, jetzt bäumte sie sich unter seiner Anklage.

„Ich bin unschuldig, Stephan!“ schrie sie auf.

Er gebot ihr mit einer heftigen Bewegung Schweigen.

„Verschwende deine Worte nicht, ich höre dich nicht an, ich will mich nicht von deinen Reden betören lassen. Ich mache heute einen Strich unter die Episode meines Lebens, mit der du verknüpft bist. Du aber mußt die Sehnsucht deines Herzens nach dem Geliebten noch eine Anstandsfrist lang beherrschen. Das bin ich meiner Ehre schuldig. Es ist ja nicht unmöglich, daß der Himmel ein Einsehen hat und dich sehr bald von mir befreit!“

„Stephan!“ Sie schrie seinen Namen in ihrer Herzensangst. „Höre mich an! Unser Glück hängt davon ab!“

„Spare deine Mühen! Was hat dein Glück mit dem meinen gemein, daß du beide in einem Atem nennst? Nichts kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß ich dich in der Wohnung dieses Mannes fand. Morgen werde ich mich mit Maltig schlagen. Wenn ich falle, regelt sich die Angelegenheit ja von selbst. Bleibe ich am Leben, so gehst du auf Reisen oder in ein Sanatorium oder zum Besuch zu Freunden und wir leiten die Scheidung ein. Ich werde dich selbstverständlich nicht belasten. Und damit ist alles gesagt. Daß für deine Zukunft in jedem Sinne gesorgt werden wird, ist selbstverständlich, so daß du auch einem eventuellen Trennbruch deines . . . Freundes furchtlos entgegen sehen könntest . . .“

Sie wollte ihm sagen, daß sie seine Geschenke zurückweise, daß sie lieber betteln, als etwas von ihm, der sie in Verachtung von sich stieß, annehmen werde, daß sie eher sterben, als mit Maltig leben möchte, aber kein Wort entrang sich ihrer zusammengeknurrten Kehle.

Er wandte sich ab und schritt hinaus.

Der nächste Tag verlief unter dem Druce atemloser Spannung. Magda bekam Stephan nicht zu Gesicht. Er ließ sich mit Geschäften entschuldigen und erschien selbst nicht zu den Mahlzeiten. Sie unterließ ihren täglichen Besuch bei Fred, weil sie fürchtete, sich durch ihr verändertes Aussehen zu verraten, und der Mutter und dem Kranken die nutzlose Qual der Ungewissenheit ersparen wollte. Sie selbst dachte nicht über den morgigen Tag hinaus. Grauenhafte Bilder schwebten ihr vor, sie sah die Duellzene vor sich mit ihren schrecklichen Konsequenzen. Mit dem Tode Stephans brach die Vision immer ab, was nachher kam, war schwarze, undurchdringliche Finsternis.

Stundenlang ging sie in ihrem Zimmer auf und ab, die Hände im Haar vergraben, und suchte nach einem Ausweg, um das Duell zu verhindern. Aber jeder Plan scheiterte an dem unerbittlichen Chrodegriff, dessen Sklaven die beiden Männer waren.

An die Ursache des Streites dachte sie jetzt nicht, all ihr Sinnen drehte sich um die ihr unabwendbar erscheinende Katastrophe. Ihre Träume von Glück waren vergessen, sie flehte um nichts als um das Leben des Mannes, den sie liebte. Möchten sie durch das unglückselige Mißverständnis auch für immer getrennt

sein, nur leben sollte er, leben . . . nur nicht ausgelöscht sein. Es war nicht auszudenken, daß über diesem stolzen Antlitz die Erde sich häufen, daß dieses Herz nicht mehr schlagen, diese Kraft vernichtet sein sollte. Wie eine fixe Idee barg jeder Gedanke, der in ihrem Kopfe entstand, in seinem Mittelpunkt dieses Schreckbild.

Stephan aber hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen und ordnete seine Papiere. Sein Gesicht war erschreckend anzusehen, so hatte die innere Qual seine Züge zerwühlt. Was reichte heran an die Marter der Stunde, in der er Abschied nehmen mußte von dem, was uneingestanden, aber machtvoll als geheime Hoffnung in ihm gelebt hatte!

Und dann schrieb er stundenlang, traf knappgefaßte Verfügungen, welche die Zukunft Magdas sicherstellten, die Nachfolge im Geschäft regelten. Wie ein Feldherr verteilte er in seinem Vermächtnis seinem Stab die verschiedenen Aufgaben, und als er spät in der Nacht die Feder sinken ließ, geschah es mit einem ruhigen Aufatmen getaner Pflicht.

Grau und düster brach der Morgen des Duelltages an. Stephan verließ das Haus allein. Er wollte kein Aufsehen machen und vermied es deshalb, sich von seinen Zeugen abholen zu lassen. Er traf Doktor Schlessing und Melgers in einem kleinen Wirkshaus am Roseneck, und von da aus fuhren sie nach dem nahen Stadtwaldchen, wo das Duell stattfinden sollte. Noch einen Blick warf er nach den Fenstern seiner Frau, dort waren die Vorhänge heruntergelassen, sie lag wohl in tiefstem Schlaf.

Er lachte bitter. Wie hatte er auch nur einen Augenblick lang glauben können, daß sie genug Angst um ihn empfinden würde, um ein paar Stunden ihrer Nachtruhe zu opfern. Sie hatte gestern noch um eine Unterredung bitten lassen, er hatte abschlägig geantwortet, er wollte seine letzten Stunden vor dem Duell nicht an eine Frau vergeuden, die ihm das Schlimmste angetan, was einem Mann begegnen konnte. Fast wünschte er sich, daß Maltis' Kugel treffen möge, dann wäre das ganze Dilemma mit einem Schlage gelöst.

Stephan Terbrügge gehörte zu den Menschen, die sich nur mit vollen Werten zufrieden geben. Er hatte kein ganzes Leben lang Kompromisse gehabt und für unwürdig erachtet, und war einsam seines Weges gegangen, um auf das große Erlebnis zu warten. Die Frauen hatten ihn verwöhnt und er hatte nie den Kato gespielt, aber er erkannte die wesenslose Meere, die solche kurzen und längeren Episoden in ihm zurückließen, und vergeudete sich nicht.

Am Ingeborg hatte ihn etwas anderes geknüpft. Er traf einen Menschen, der ihm geistig etwas sein konnte und der sich eine lange Zeit so gab, als wäre reine Geistigkeit auch bei ihr Ziel und Zweck der Beziehung. Sein Herz hatte nie höher geschlagen in ihrer Nähe, und als er endlich begriffen hatte, daß die geistige Kameradschaft für sie nur ein Vorwand sei, daß sie ihn mit aller Kraft ihres leidenschaftlichen Temperaments liebte, da hatte er sich zurückgezogen im Bewußtsein, ihr hier alles schuldig bleiben zu müssen. Zu einer bloßen Liebelei war sie ihm zu schade, und als Gefährtin seines Lebens kam für ihn immer nur ein Mädchen in Betracht, das unberührt von den Stürmen des Lebens geblieben.

Dann war ihm Magda begegnet, von der er wußte, daß sie eines anderen Braut war, und er hatte sich gesagt, daß sie die einzige Frau für ihn sei. Der Zufall hatte ihm geholfen, und sie war entgegen aller Wahrscheinlichkeit sein geworden. Und das Fazit war, daß er erst jetzt elend geworden, daß er, statt am Ziele seines Sehnsens zu sein, den Augenblick verwünschte, in dem er sich das Recht angemaßt hatte, zu trennen, was nicht zu trennen ging.

(Kortsekuma folgt.)

## Das Buch als Begleiter des deutschen Feldsoldaten.

Zum ersten Mal, seitdem es Krieg gibt, hören wir vom Schlachtfelde den Ruf nach Büchern herdringen, deren organisierte Aussendung wohl das modernste Element militärischer Kriegsausrüstung darstellt und deutlich genug von dem vorgeschrittenen Geiste im Volke und seinem Heere zeugt. Seltsam! Während uns, den großen Kämpfen aus der Entfernung ungeduldig Lauschenden keine Lektüre mehr recht behagen will, die nicht vom Kriege, gewissermaßen von Kanonendonner und Granaten handelt, machen sich unsere Klassikerwerke, unsere novellistische und beschreibende Literatur auf die Reise zu denen, die das Geschick des Vaterlandes draußen mit Leib und Blut besiegeln. Und es verdient volle Anerkennung, daß unser Volk den Aufruf um Bücher für die Kämpfer und Verwundeten ebenso schnell und ausgiebig beantwortet, als da, wo es darauf ankam, die Soldaten mit den dringendsten Materialien zu versehen. Davon zeugt aufs anschaulichste ein Rundgang durch die vielen Sammelstellen Berlins, in denen täglich aus dem Publikum einkaufende Bücher sich zu Bergen anhäufen und Riesenräume mit ihrer Ordnung und Verendung ausfüllen. Selbst in der königlichen Bibliothek, sonst nur Nährstätte ernst-wissenschaftlicher Betätigung, eröffnet sich solch eine Sammelstelle, die der Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Paalzow mit zahlreichem bemanneten und freiwilligen Personal leitet. Fühlt doch dort jeder, daß es augenblicklich keine nützlichere Beschäftigung gibt als die Sorge um unsere dem Feinde ausgesetzten Soldaten. In diesen vielen großen, lichtvollen Räumen bergen sich die Bücher, bereits zu etwa 250 000, die die Tische, Gestelle, z. T. sogar den Fußboden belegen und den von Saal zu Saal Wandelnden durch Anzahl und abwechslungsreichen Inhalt in Erstaunen setzen: ganze Tische hochbeladen mit Familienzeitschriften, Novellen, belehrenden Büchern, Reisebeschreibungen, Kriegsgeschichten usw. Das alles ordnen geübte Hände emsig zu kleinen Büchereien, die nach den Lazaretten, bis Belgien und Ostpreußen, versandt werden. Jede solche Bücherei ist sorgfältig aus den verschiedensten Materialien zusammengestellt, so daß wir in den hundert dazu gehörigen Büchern jede Rücksicht auf die individuellen geistigen Bedürfnisse unserer Soldaten walten sehen, wobei natürlich alle Motive erotischen oder schlüpfrigen Inhalts, sensationelle Kriminal- oder Hintertreppenromane, gelehrte und politische Werke sowie solche mit weichlichen und krankhaften Tendenzen ausgeschaltet bleiben. Täglich gehen allein aus der königlichen Bibliothek 10 solcher Büchereien, also 1000 Bände, ihrer Bestimmung zu, so daß bis jetzt hier schon über 80 000 Bücher verteilt werden konnten. Dazu kommt, daß ja doch — abgesehen von den vielen anderen Sammelstellen in Berlin — jede große Stadt solche Einrichtungen getroffen hat. Ganze Stöße von neuen Spenden seitens aller Schichten des deutschen Volkes laufen fortwährend in der Annahmestelle ein, vieles sogar gebunden, während das Ungebundene einfach und zweckdienlich in der Bindebereitwerkstätte der Bibliothek gebunden oder durch Rückeneinband zusammengeheftet wird.

Ganz besondere Probe von Patriotismus haben bei diesem Unternehmen die deutschen Buchhändler gegeben, deren vereinte Spende mehrere Säle mit völlig neuen Büchern und Bibliotheken in schönsten Originalgebänden ausfüllt und buchstäblich ganze Warenlager zu umfassen scheint. Sie, deren Interessen gerade am meisten unter den Stockungen des Krieges leiden, zeigen mit dieser freiwilligen Gabe, daß sie ihrer Mission, das deutsche Volk durch geistige Nahrung zu versorgen, auch in den schweren Zeiten des Krieges opferwillig eingedenk bleiben. Von jenen vollen Hallen aus nun sucht der Herzschlag unserer vaterländischen Geisteskultur auch alle diejenigen deutschen Söhne fest an sich zu schließen, die heute in hartem Waffendienst auf blutiger Feindeserde weilen oder mit zerschossenen Gliedern hilflos ihrer Genesung harren. Wir müssen deshalb hier eine Welle die Augen schließen, um jenes Gefühl nüchterner Trostheit, das man einmal der Anblick jeder sich schematisch einreihenden Bücheranhäufung großen Stils in uns erweckt, zu unterdrücken. Dann erscheinen vor unserm inneren Bilde die blaffen Wangen der Verwundeten, die — so tapfer auf dem Felde — nun im Lazarett ihre vom Schmerz entmutigten Augen Trost und neue Kraft suchend auf uns richten. Ihnen reicht die

Note-Kreuz-Schwester ein Buch aus dieser Riesenammlung — vielleicht wurde es gerade von dir, lieber Leser, gespendet: ein Buch, das von der großen Erde Schönheit, Kraft und Menschenglück kündigt oder eines, das durch Schreckbilder der Zerstörung die Erinnerung an frühere Freuden erweckt, den Genesenden in Wald und Garten, durch Werkstatt und Familie leitet. Zitternde Hände greifen danach, umblättern Seite für Seite immer gieriger. Denn schnell reißt den Leidenden die Welt erhebender Gedanken in ihren Kreis. Sein Pulsschlag erstarrt daran; es macht die physischen Schmerzen weniger fühlen, die kranken Glieder schneller genesen, um von neuem dem Leben und dem Vaterlande dienen zu dürfen. Tausende dieser Bücher aber wandern weit über die Grenzen der Heimat hinaus. Sie erzählen dem unter fremden Bewohnern in Feindesland Wache haltenden Landwehmann von deutschem Wesen, von Weib und Kind, von allem, was er da draußen in Sturm und Regen unermüdet beschützt. Und weiter hinaus wirft die Feldpost diese Bücher durch niedergebrannte und zertrümmerte Ortschaften, wo der bivakterende marschmüde Feldsoldat sich an ihnen erquickt, weiter fort bis in die Laufgräben und Verstecke der Vorposten. Beim Donner der Kanonen, beim Säusen der Kugeln holt dort der deutsche Krieger sein Buch aus der Tasche, sobald sich eine kurze Ruhepause findet. Er liest darin von Männern, die stärker waren als Tod und Gefahr, von Glück und Lohn, den der Sieg verleiht, von zarten Frauenhänden, die den Tod des mutig Fallenden bekrängen, hört wieder nach langem anspannenden Umherstreifen von dem, was er in der Heimat verließ, als er mit hochklopfendem Herzen es zu verteidigen hinauszog, fühlt wieder heißer, wofür er streitet und fällt. Und so nehmen nun auch jene unzähligen Bücher, woraus die Stimme all unserer deutschen Geistesführer von einst und jetzt zu den mit Waffen für die deutsche Kultur im Felde kämpfenden spricht, unmittelbaren Anteil an dem großen Laten, durch die Deutschland heute die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllt.



### Aus der Kriegszeit.

Soldatendank. (Original.)

Ob Sie Fräulein oder Frau,  
Wissen wir nicht ganz genau,  
Ihre Strümpfe, schön gestrikt,  
Haben uns hier sehr beglückt,  
Reiten wir durch Polens Sümpfe,  
Wärmen stets uns Ihre Strümpfe,  
Vielen Dank für Ihre Gaben,  
Hunger haben wir wie Raben,  
Dank und Gruß dem güt'gen Geber  
Von dem Regiment der Jäger.

Für die ganze Schwadron: Graf R.

Französische Schlösser. . . (Originalbrief.) — Th. . . ehemals (auch noch bis zum Kriege) eines der fruchtbarsten französischen Dörfer des Departements S. . . würde heute besser mit dem deutschen Namen „Schulthausen“ bezeichnet werden können. Häuser, Kirchen, Ställe, Gärten, Wege und die Acker — sie alle bilden nichts wie eine wüste Stätte. Wenn ich von den Häusern jetzt etwas erzählen will, so bauen sich meine Kenntnisse lediglich auf drei noch einigermaßen erhaltene Gebäude auf, von denen ich wiederum Rückschlüsse auf die zerstörten Häuser machen muß. Zunächst das Haus, in dem ich wohne. Es liegt fast am Ausgange des Dorfes, und zwar auf der linken Seite, wenn man nach N. . . . hinzu will. Die große Tor-einfahrt, die hohe, durch Eisenstangen gebildete Spalierwand verrät schon äußerlich, daß hier reiche Besitzer gewohnt haben müssen; und diese Annahme findet man wohl ganz bestätigt, wenn man in den Vorgarten eintritt. Mit allem Raffinement hat der Besitzer es verstanden, dem im Hintergrunde stehenden Hause durch Balmenanlagen, Edelstannen, japanischen Kiefern, Lorbeerbäumen und Oleandersträuchern ein Vorgarten das Aussehen eines recht gemütlichen Herrschaftsbesitzes zu geben. Wohlgepflegt, durch Buchbaumsträucher eingefaßte Wege führen uns zur Villa. Wie herrlich muß es sich hier gewohnt haben! Allein die Aussicht von der Freitreppe über den Vorgarten zur Straße kann einem die Stadt ersehen. Treten wir durch die schweren Türen in den Ausgang, so bemerken wir von vornherein, daß der Besitzer nicht nur auf Außerlichkeiten — wie z. B. den Garten — Wert

legte, denn auch dieser ist würdig dem Gebäude angepaßt und zarte, lichte Farben würden sonst dem Fremden gleich eine feierliche Stimmung beim Betreten des Hauses geben. Fünf geräumige hohe Zimmer, durchweg mit Marmolen, und eine große Küche bilden das Innere des Hauses. Wie es dort wohl einst ausgesehen, läßt sich nicht mehr feststellen, denn im größten Zimmer — wahrscheinlich früher der Salon — ist unsere Küche eingerichtet. Aus den anderen Wohnräumen hat man Lagerstätten gemacht. Wie möchte wohl einst in den Räumen Freude und Zufriedenheit, vor allem das Glück, geherrscht haben, jetzt aber trauern die Wände und die Wärme hört man im Garten fast weinen. Alles ist zerstört, nichts war den Kugeln und Granaten heilig. Und was dieß nicht angerichtet, das wird jetzt von Feindeshand zerstört. Die eingebauten Kleiderschränke, die schönsten Tische, Stühle, Truben und Bänke, Bilder, Spiegelrahmen, ja die Holzwerkzeuge — sie alle müssen herhalten als Brennholz, denn wir müssen heizen, weil die Fenster entzwei und der ewige Regen uns frierend macht. Im Interesse des ehmaligen Besitzers wünsche ich, daß er niemals Beclagen haben möchte, seinen Besitz wiederzusehen! Es gehören mehr wie Menschenerven dazu, um die Verwüstungen zu sehen, zu schauen, wie mühsam aufgebaute Werte dem Kriege zum Opfer fallen mußten. Hinter dem Hause erstreckt sich ein Obst- und Blumengarten. Wie muß sich der Besitzer abgeplagt haben und wie viele Jahre hat es wohl bedurft, um so herrliches Spalierobst zu züchten. Die Äste haben willig ihrem Gärtner gehorcht und haben in genau horizontaler Richtung ihre Zweige wachsen lassen und nun? Ein Ast folgt dem andern in den Kamin, denn es ist kalt und uns friert! Da unten am Rande stehen einige Beilken — jetzt im Winter! Ob sie auch wohl sonst im Winter blühten, oder ob sie hervorgesprossen, um uns zu trösten oder gar zu bitten, nicht gar so herzlos zu sein? Und nicht mal diese Beete achtet man. Wir haben es eilig und da ist der gerade Weg stets der nächste, mühsam kann man nicht erst die runden Wege gehen, sondern muß über die Beete. Und so freble auch ich. Das Herz tut mir oft weh darob. Nur gut, daß ich mir selbst die Entschuldigung einrede: es ist eben Krieg! — Verlassen wir unsere Villa, gehen die Straße, die nach E. . . . führt, entlang und kurz vor dem Anfang des Ortes biegen wir in das Gäßchen links ein. Wir stehen plötzlich vor einer großen Mauer, davor folgendes Schild: Ce chateau est à vendre. Défense d'entrer sans permission. Du guter, alter Schlossherr! Den Eintritt hast du einstens verboten. Wie wenig hat man sich daran gekehrt. Und erst die Granaten? Heute wäre es besser, wenn man ein Schild anbrächte: „Hier hinter dieser Mauer befand sich ein großer Garten, darinnen ein herrliches Schloss.“ Nichts wie zwei Seitenwände sind von ihm übrig geblieben. Der nunmehrige Käufer dürfte es jetzt wohl recht billig erhalten können. Rechts von diesem Schloss steht die Kirche inmitten des Friedhofes Heiliger Himmel, was hat hier der Krieg angerichtet! Nichts wie Steine liegen übereinander und nur jene Wand, an der der Hochaltar sich befunden haben muß, steht noch, um durch die Schäden wohl auch recht bald umzufallen. Alles, was Holz war, ist natürlich ausgebrannt, ein Dach existiert nicht mehr, die Glocke liegt unter dem Steinhaufen. Wie eine Mahnung leuchten noch heute die goldenen Strahlen der aufgehenden Sonne, die im dem stehen gebliebenen Giebel eingemeißelt ist. Und nun die Gräber! Was sei, daß der Franzose ein etwas gleichgültiger Mensch gegenüber der Religion ist, eines muß man ihm aber nachsagen, und zwar, daß er einen großen Totenkultus treibt. Das beweisen die herrlichen großen Grabsteine, die er seinen Verstorbenen gesetzt. Wie haben diese gelitten. Ich nehme an, daß der Feind hinter ihnen Deckung vor dem Geschossen suchte und deshalb die Gräber beschossen werden mußten, sonst konnten diese nicht derart gelitten haben. Wenn du diese Mitteilungen gelesen, so könntest du leicht auf den Gedanken kommen, wir Deutschen seien Barbaren. Deshalb will ich erläuternd nicht mitzuteilen vergessen, daß Th. . . . achmal in den Besitz des Feindes und ebensooft in unseren Besitz gelangte. Den Hauptschaden hat dem Orte der Feind zugefügt. —“

Angstträume englischer Soldaten. Ein Mitarbeiter der englischen medizinischen Wochenschrift „The Lancet“, der als Arzt an der Front tätig ist, hat die psychischen Folgeerscheinungen der Aufregungen untersucht, die der Krieg mit sich bringt. Er konstatierte bei den englischen Soldaten einen häufigen nervösen Zusammenbruch. „Manche solcher Fälle sind sicherlich hoffnungslos, aber es gibt auch andere, und diese sind glücklicherweise in der Überzahl, so daß aus diesen psychisch Erkrankten bei guter Behandlung noch wieder nützliche Bürger werden können. Man sollte solche günstigeren

Hülle nicht sofort in Irenenhäuser unterbringen. Die Schärftigkeit für die als untauglich von der Front zurückgeschickten Soldaten, im bürgerlichen Leben Beschäftigung zu finden, ist ohnehin sehr groß, und man sollte daher diesen nervös Erkrankten nicht das Stigma eines Aufenthaltes im Irenenhaus ausprägen, wenn es nicht unbedingt notwendig ist." Soldaten von nervöser Veranlagung reagieren in sehr starker Weise auf den jähen Schrecken, den eine Explosion in unmittelbarer Nähe hervorruft. Bei manchen entwickelt sich dann eine Tendenz zum Nachtwandeln. Man begegnet ihnen mit allen Zeichen des Entsetzens und der Angst auf den Bänken in halb bewußtlosen Zustände, wie sie nach ihrem Regiment suchen. Die Furcht davor, von den Kameraden getrennt zu werden, tritt überhaupt mit sehr großer Häufigkeit auf, und dieses Grauen vor dem Alleinsein spielt eine Hauptrolle in den häufigsten Angstträumen, die man bei Soldaten in der Feuerlinie beobachtet. Sie träumen, daß sie endlose Schützengräben entlang wandern, die wie die Zerwege eines Labrinths in ewiger Folge ineinanderlaufen, oder daß sie durch einsame dunkle Wälder eilen auf der Flucht vor einem unsichtbaren Feind, der ihnen dicht auf den Fersen ist. Das leise Geräusch während des Schlafes ruft Visionen von explodierenden Granaten oder den Eindruck von dem Tritt marschierender Regimenter hervor. Die Träumenden stoßen dann laute Angstschreie aus und weden dadurch die neben ihnen liegenden schlafenden Gefährten. Ein anderer gewöhnlicher Alptraum des englischen Soldaten ist der, daß plötzlich Alarm geblasen wird und er nun seine Waffen nicht finden kann, in steigender Angst nach ihnen sucht und schließlich durch das heftige Hin- und Herwerfen, von kaltem Schweiß bedeckt, aufwacht. Andere Leute träumen, daß sie einem Feinde das Bajonett in die Brust gebohrt haben und nun nicht instande sind, es wieder herauszuziehen, während sie selbst von allen Seiten angegriffen werden. Das häufige Auftreten solcher Träume ist ein Anzeichen für eine schwere hysterische Erkrankung, wie deren der Arzt einige beobachtet konnte. Die Kranken leiden an Schlaflosigkeit und Unruhe; in einigen Fällen wurden Störungen und die Unfähigkeit, Buchstaben zu Worten zusammenzusetzen, beobachtet.

**Eine schwierige Truppe.** Von den außerordentlichen Schwierigkeiten, vor die sich die Engländer bei der Verpflegung der indischen Hilfskräfte gestellt sehen, erzählt ein Anglo-Indier in der „Times“. Er hat das indische Lager in der Nähe von Boulogne besucht und fand sich hier sofort beim Eintritt in jene wunderliche Atmosphäre versetzt, die sonst nur an den Ufern des Ganges zu finden ist. „Eine Herde von Schafen und langbärtigen Ziegen, von Muselmännern des Pendschab, die fast ebenso zahlreich waren wie ihre Tiere, im Morgengrauen über einen französischen Boulevard getrieben, das war mein erster Eindruck vom Osten im Westen. Ich hörte sie in ihrer Sprache den Nachttrauer Worte zuzurufen, die diese mit einem verständnislosen Kopfschütteln beantworteten. Dann kam ich an eine indische Bäckerei, zwei lange Reihen von runden Erdöfen. Außer dem dicken Schmutz hängenden hohe Stangen mit Heu und geschnittenem Stroh den Eingang ins Lager an. Wunderliche Küchengerüche stiegen von dem Holzfeuer auf, in dessen Schein die braunen Gestalten mit ihren schlechthängenden biden Phakijaden, den grauen Sweatern und den Baloclabas-Kappen gespenstisch auftauchten. Sie sahen alle verfroren aus, obwohl die Temperatur noch immer einige Grade wärmer war als an einem Wintermorgen im heimischen Pendschab. „Wie gefällt euch das Klima?“ fragte ich. „Sahib“, sagte einer schauernd, „die Sonne hat drei Tage hinter den Wolken geessen, und sie will nicht hervorkommen, und die Erde ist naß.“ Und dabei hatten die Leute einen Monat oder mehr das formige Frankreich von seiner besten Seite kennen gelernt. Eine bloße Liste der verschiedenen Rassen und Glaubensformen, aus denen die indische Expeditionsmacht zusammengesetzt ist, offenbart jedem, der den Osten kennt, die höchst schwierige Aufgabe, vor die das Verpflegungsamt gestellt ist. Die Gurkhas, Rajputs und anderen Hindus essen nur Ziegen- und Schaffleisch, aber auch das nur, vorausgesetzt, daß das Tier in der von ihrem Glauben vorgeschriebenen Weise getötet ist. Der Abscheu, mit dem der gläubige Hindu schon die einfache Verührung mit Rindfleisch erträgt, ist so groß, daß er beim bloßen Anblick brechen muß; dies Vorurteil ist so eingewurzelt, daß Mohammedaner, die die Nachkommen

von Hindus sind, sich durch Generationen hin mit dem Geschmack des Rindfleisches nicht versöhnen können. Glücklicherweise kompliziert Schweinefleisch, die Aufzucht der Muselmänner, die Frage der Heeresernährung nicht noch mehr. Doch die größten Schwierigkeiten bereitet nicht die Art des Fleisches, sondern die besondere Weise, in der das Tier getötet und zubereitet sein muß. Beim Schaffleisch empfindet der Sikh den größten Ekel, wenn er das Fleisch von dem mohammedanischen Schlächter präpariert sieht, der mit dem Hänger des Propheten sich auf das schwerste beleidigt fühlt, wollte man ihm Fleisch verkaufen, das durch den Jatta geschlachtet worden ist, durch den Schlag ins Genick, den der Sikh verlangt. In Frankreich wird eine gewisse Menge Büchsenfleisch von den Truppen ohne allzu großen Widerwillen gegessen, aber der größte Teil des Fleisches muß doch von Tieren kommen, die lebend hingeschickt und dann nach den vorgeschriebenen Bräuchen geschlachtet werden. Daher kam die Herde von Schafen und Ziegen auf dem Boulevard. Ich fand einen alten Schlachthof voll von ihnen, Ziegen aus allen Teilen Frankreichs, aus Korsika und den Cevennen, harte Pfeifen aus den Pyrenäen und aus dem feinen Languedoc. Damit die Leute wissen, ob sie reines oder unreines Fleisch essen, werden von den Truppen zahlreiche Vertrauensmänner abgeordnet, die dann, mögen es nun Mohammedaner, Sikhs oder Hindus sein, ein bestimmtes Tier nach ihrem besonderen heiligen Brauch töten, es als rein mit einem Zeichen versehen und so zu den Kameraden in die Schützengräben senden. Es darf aber kein Kind in der Nähe der Front getötet werden, da die bloße Nähe eines mohammedanischen Schlachthauses die Hindus besiedeln würde. Zum Trinken bekommen die indischen Truppen Nationen Rum, aber die Mohammedaner, denen der Prophet den Alkohol verboten hat, erhalten eine Extraktion von Tee und Zuder. Jeder indische Soldat bekommt die Woche zwei Pakete mit Zigaretten. Selbst die Versorgung der Transporttiere bietet große Schwierigkeiten, denn die indischen Maulesel und Pferde wollen das süße englische Heu nicht haben, sondern verlangen nach ihrem Futter, dem trockenen geschnittenen Stroh. Zunächst hatte man die Frage erhoben, ob man den indischen Regimentern Gefrierfleisch zu essen geben könnte. Die Offiziere waren sich aber darüber nicht im klaren und hielten es für besser, die Mannschaften zu fragen. Der Subadar, der für die anderen antwortete, zog seine Augenbrauen nachdenklich zusammen und sagte dann: „Ich denke, Sahib, das Regiment wird die gefrorenen Schafe essen, vorausgesetzt, daß immer einer von uns gegenwärtig ist, der zusieht, wie sich die Tiere zu Tode frieren.“

**sh. Zwei deutsche Soldaten in wilder Flucht!** In einem Feldpostbriefe, den ein süddeutsches Blatt veröffentlicht, schildert ein württembergischer Offizier sehr anschaulich die mancherlei Aufgaben und Schwierigkeiten, die die Feldküchen zu überwinden haben. Er teilt dabei auch folgende heitere Episode mit: Bei Gelegenheit eines Kalberlaufes habe ich übrigens — das erste und einzigmal in meinem Leben — zwei deutsche Soldaten in wilder Flucht gesehen. Wir hatten von einem Gutbesitzer ein Kalb gehandelt, und er bedeutete uns, wir sollten es durch unsere Soldaten von einer nahe liegenden Weide holen lassen. Zwei Leute werden eilig bestimmt, nehmen einen Strick, packen das bezeichnete Kalb und wollen es eben mit vielem Zureden und noch mehr Schlägen seinem Opfertode entgegenreiben, als ein riesiger Wulle wie ein Unwetter über das Feld dahergestürzt kommt, gerade auf die beiden Soldaten los! Die sahen den unheimlichen Gesellen, der blindlings heranstürmt, lassen ihr Kalb Kalb sein und rennen nach dem bewährten Grundsatz „sauve qui peut“ wie wild davon, der Wulle immer hinterher. Wie die Fischfächer erkletterten die beiden ein schwaches Bäumchen, das nun das rasende Tier zum Zielpunkt seines Angriffs macht. Mit Hilfe des Besitzers gelang es uns glücklicherweise, den gefährlichen Gegner kampfunfähig zu machen, die beiden Bedrängten aus ihrer unangenehmen Lage zu befreien und den Kalbtransport unbedenklich zu beendigen. Natürlich, wer den Schaden hat, ist stets der Dumme. Weidlich ausgelacht sind die Helben worden, und als die Geschichte erst einmal die Runde in der Kompagnie gemacht hatte, hatten sie auch ihren Spitznamen weg. Der war aber so derbe, daß man ihn gar nicht sagen darf.